

strassenfeger Berling/Brbg.
Januar 2008

Im Internet
www.weglaufhaus.de

Auf Augenhöhe

Das Weglaufhaus in Berlin bietet Wohnungslosen eine Alternative zur etablierten Psychiatrie. sf-Reporterin Jutta H. beschreibt einen ganz normalen Tag im Weglaufhaus

Die Luft ist angenehm klar an diesem frühen Dezember-Nachmittag. Der Weg von der S-Bahn-Station führt mich vorbei an noblen Einfamilienhäusern. Ein Grundstück reiht sich an das andere. In den Gärten recken sich alte Kiefern in den Winterhimmel. Die Gegend ist ruhig hier im Norden von Berlin. Nur hin und wieder überholt mich ein Auto.

Hier muss es sein. Hinter dem Gartenzaun steht eingebettet von Bäumen eine freundliche alte Villa. Das Weglaufhaus. Zufluchtsort für psychiatriebetroffene Wohnungslose. Das einzige antipsychiatrische Projekt dieser Art in Deutschland. Ein Mann, dessen Sohn sich in der Psychiatrie das Leben genommen hat, stellt das Haus zur Verfügung.

Susanne* zeigt mir das Haus. Im Aufenthaltsraum dreht sich eine junge Frau, die auf der Couch unter einer Decke liegt, zur Wand, als wir hereinkommen. Die Räume sind groß und hell. Es sieht wohnlich und sauber aus. In den oberen Stockwerken haben die Bewohner ihre Zimmer. Dreizehn Betten in Einzel- und Doppelzimmern gibt es. Eine Etage ist Frauen vorbehalten. „Wir sind der Ansicht, dass unsere Bewohner nicht krank sind“, erklärt mir Susanne, als wir wieder die Treppe hinabsteigen, „wer mit Krankheit und Diagnose arbeitet, verursacht schnell eine Stigmatisierung des Betroffenen, aus der er erstmal nicht wieder herauskommt. Uns geht es darum, unseren Bewohnern auf Augenhöhe zu begegnen, sie mit ihren Verrücktheiten ernst zu nehmen.“ „Ihr benutzt den Ausdruck ‚verrückt‘?“ frage ich verwundert. „Verrücktheit im Sinne von ver-rückt sein“, betont sie, „ver-rückt auf eine andere Erlebensebene. Das hat für uns nichts mit Krankheit zu tun, sondern mit der Suche des Betroffenen nach seinem Platz in der Welt.“ „Und bei dieser Suche wollt Ihr die Ver-rückten unterstützen und ermutigen?“ „Genau das!“

Susanne verabschiedet sich. Im Aufenthaltsraum treffe ich auf Uwe. Wir lassen uns in der Sitzecke nieder. Uwe legt sein Tabak-Päckchen vor sich auf den Tisch und beginnt sich eine Zigarette zu drehen. Er ist ein offener sympathischer Typ, ganz in Schwarz gekleidet. Über seinem Kopf hat er in Che-Guevara-Manier eine schwarze Mütze gestülpt.

Uwe ist dankbar hier zu sein. Die letzten Monate hat er, der mal Lehrer war, in Suppenküchen gegessen und auf Dachböden geschlafen. Regelrecht krank gemacht hat ihn aber eine ihm zugewiesene Betreuerin. „Die hat mich behandelt wie einen Entmündigten. Die war regelrecht böse.“ Wütend bläst er den Zigarettenrauch in die Luft. Umso mehr schätzt er, dass er hier gemeinsam mit den Mitarbeitern des Hauses bespricht, wie es weitergehen soll mit ihm in Sachen Wohnung, Jobcenter, etc. Jeder Bewohner hat Einsicht in seine Akte, bekommt die Gutachten über sich selbst zu lesen, bevor sie an die Ämter geschickt werden.

* alle Namen in diesem Text wurden geändert

Als Uwe vor Jahren in seiner akuten Krise in die Charité kam, erlebte er, wie in Deutschland geschlossene psychiatrische Stationen ihre Patienten behandeln. Man gab ihm hochdosiert Psychopharmaka und drohte damit, andernfalls die Behandlung abubrechen. „Kooperation heißt das bei denen“, sagt er verbittert. Eine Besserung seines Zustandes hat er nie gespürt. „Ich wurde nur verwirrter und völlig schlaff.“

Auch Marcel kennt das gut. Er hat sich schon vor einer Weile zu uns gesetzt. Er ist Anfang 20 und trägt ein bequemes blaues Kapuzen-Sweatshirt, Jeans, Socken. Seine Bewegungen sind deutlich verlangsamt, seine Sprache klingt monoton. „Dabei nehme ich nur noch 250mg Serquel“ sagt er, „vor einem Jahr habe ich noch 1000mg genommen! Da bin ich ständig eingeschlafen.“ Mit ausdrücklicher Befürwortung und Unterstützung des Weglaufhauses ist er dabei, das Medikament weiter abzusetzen, es langsam ausschleichen zu lassen. Marcel hat eine Odyssee durch geschlossene Stationen und andere psychiatrische Einrichtungen hinter sich. Auf seine Zwangsgedanken reagierten die Ärzte mit Hilflosigkeit und der nebulösen Diagnose „sonstige“ oder „beginnende Psychose“. Wirklich Hilfe hat er nie erfahren. Er wippt mit dem Oberkörper vor und zurück. Mir fallen seine großen Hände auf. „Das Schlimmste ist, dass ich alles, was die mir gesagt haben, selber geglaubt habe!“

Marianne hat sich zu uns gesellt. Ihr war es eigentlich zu verraucht hier. Jetzt bestätigt sie heftig Marcells Schilderungen. Auch sie – eine energiegeladene kleine Frau um die 50 – hat hochdosiert Psychopharmaka bekommen. Auch sie fühlte sich als Diagnose, nicht als Mensch behandelt. Auch sie wusste, wann sie gehen musste. Wie geht es ihr hier im Weglaufhaus? Sie lächelt breit. „Wie eine alte Elefantenkuh an der Wasserstelle!“ Wir müssen alle lachen.

Es ist spät geworden. Die Drei bringen mich zur Tür. Ich ziehe meine Jacke an. Lächelnd verabschieden wir uns. An weihnachtlich beleuchteten Gärten vorbei ehe ich zurück Richtung S-Bahn.